

Militär-Stat.

— Die Sozialdemokratie! (Geheißte Zustimmung.)
Hr. Roth (B. Ver.) erhebt um Abänderung der Be-
stimmung, die für jedes Schriftstück die Ratunterfertigung des
Kriegsherrn verlangt. Dadurch werden die Prozesse verzögert
und verwickelt. Dieser macht er aufmerksam auf die Stellung
des Herrn v. Schönerbein, inwieweit der Präsident

Abg. Dr. Eichhoff (Zsf. Bpt.): Eine große politische Frage soll es sein? Mit Sicherheit! Wir wollen es eben nicht zu politischen Fragen aufbauschen.

Das Haus verläßt sich Freitag 1 Uhr: Puderkonvention und Antrag Schwerin, dann Militärstat.
Schluß 6¼ Uhr.

Berlin, 6. Februar.

Die Regierung wünsche eine großzügige, allen Interessen

Brömel (Freis. Ver.) erklärt, die Ausführungen des Ministers seien geeignet, als Grundlage für eine Verstar-

Berlin. Bankdiskont 60/o, Lombardzinsfuß 70/o, Privatdiskont 45/o

[illegible]



Nr. 33.

Samstag, den 8. Februar 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Ursula Zöge von Manteuffel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Hier komme ich nun endlich auf unsere Jüngste, unser Pöckfischchen, welches wohl noch wachsen wird, denn bisher ist sie noch etwas kleiner wie ich, hat ein bräunliches Gesicht und einen richtigen krausen Schwarzkopf. Wir denken, daß sie, die jetzt fünfzehn zählt, sich noch zu einem sehr hübschen Mädchen entwickeln wird, wenn sie auch wohl nie so schön werden kann wie unsere Nore. Freilich kann man bei so einem Pöckfischchen nie wissen, was noch drauß wird, und —

Wahrscheinlich, von Dorette Franziska von Tosky.

Florentine — ich nenne sie immer Florentine, wenn ich Ursache habe, böse auf sie zu sein, und Flo, wenn sie mir Freude macht — verdient es zwar nicht, daß ich mich ihrer mangelhaften Schilderungen verbessernd annehme, denn wie darf sie sich unterfangen, von mir, als von „so einem Pöckfischchen, das noch wächst“ zu reden — aber zum Besten der sogenannten Kindeslinder muß ich doch bemerken, daß, was Aussehen, Ähnlichkeiten und solches Zeug betrifft, die Sache leider sehr einfach liegt: Dore ist Nore ein Laib und Nore ist Flore ein Laib! — Ich muß hinzufügen, daß ich diesen, für Dore und mich sehr wenig schmeichelhaften Ausspruch von Tante Dorette habe! — Alles zusammengefaßt ist darüber aber gar kein Streit, daß nicht die Nore, sondern Flore unsere schönste Blüte ist, vor der wir drei Anderen verbleichen müssen. Tante Dorette sagte schon, als Flore noch kurze Kleider trug: dieses Mädchen umgibt ein Bomben und es ist jammerlich, daß sie in dieser jämmerlichen kleinen Provinzialstadt aufwächst, unentwickelt und unbewundert. Sie könnte dereinst zu jenen Frauen gehören, die man noch nach hundert Jahren zu „den Schönheiten ihrer Zeit“ zählt!

So die Tante. Na, was das „Unbewundert“ betrifft, so weiß ich nun nicht, was sie meint. Von der Ordonnanz bis zum Major ist alles vergast in unsere Flore, und wenn wir Sonntags zur Kirche gehen oder nachmittags zum Tee bei der Frau Rittmeisterin, so ist es ordentlich großartig, zu beobachten, wie sich alles nach ihr umsieht, was an Leutnants am Markt herumsteht oder im „Lustigen Trompeter“ unter der großen Glasscheibe sitzt — von Fritz Brenden, dem Fähnrich garnicht zu reden, der, wie Diesel sagt, regelrecht verschossen — oh weh, sie kommt.

Marmel, am 27. August.

Als ich Dore, in abscheulicher Schrift mitten in mein sauberes Tagebuch getriebenen Unfuss erblickte, war ich so empört, daß ich das Buch fortwarf und den ganzen Sommer nicht mehr angesehen habe. Was sollen denn die Kindeslinder denken? Würdigen kann ich die Seite nicht, da jede Seite eins mit uns und das ganze Unternehmen wäre sozusagen ohne Kopf. Dore meint zwar, das mit den Kindeslindern sei höherer Elbsinn und es kann ja sein, daß sie, die Verstandige, Recht hat — aber die Idee ist doch so häßlich und so unhilflich.

Moma sagt immer, ich sei eigentlich jünger und geistig unentwickelter wie Nore, deren Urteil über Charaktere und Be-

bensfragen überraschend zutreffend sei. Nun, ich muß sagen, in dem, was Nore hier über mich und meine sogenannte Schönheit zusammenfasset, widerlegt sie selbst die nachsichtige Moma aufs gründlichste. Sie müßte das denn geschrieben haben, um mich zu ärgern. Aber ich will mich nicht ärgern. Ich habe jetzt wichtiges zu tun, denn ich muß jetzt meinen Kindestindern beschreiben, wie wir acht Klappen den 50. Geburtstag des Herrn Regimentskommandeurs feierten! — Jawohl. Papa wurde im Juli 50 Jahre und wir haben dem Tag großartig festlich begonnen. Die Idee dazu kam uns schon vor 'ges Jahr, doch fürchteten wir immer, die Ausführung würde am gänzlischen Mangel an Geldmitteln scheitern. Aber durch Sparsamkeit und einen äußerst vorteilhaften Handel, den wir mit einem Hansierer in Metallknöpfen und roten Tuchresten machten, sowie durch Fritzens Gefälligkeit kam die Sache zur Vollendung.

Im Papas Zimmer hängt nämlich das Bild seines Großvaters, der unter Friedrich dem Großen gedient und viele Schlachten mitgemacht hat. Mit Bewunderung und Stolz sieht er oft das Bild an. Wer damals gelebt hätte! — sagte er oft — was will ein Soldat in unserer lauen, faulen Zeit? Damals gab's noch Gelegenheit, Lorbeeren zu pflücken, und das Handwerk war eine Lust!

Da er nun so für die damalige Zeit und auch für die damaligen Uniformen schwärmt, hatten wir schon immer die Idee, wir wollten, da er uns auch manchmal seine vier Jungen nennt, einmal eine kleine Masquerade machen und, als Marktentenderinnen verkleidet, in den Uniformen der damaligen Zeit auftreten und ihm eine Ansprache halten. Tante Dorette, welche die „Regimentsdöchter“ gesehen hat, beschrieb uns das ganz genau. Da sagte Nore einmal: Ich finde das denn doch eine wirklose Idee — was sollen denn vier Marktentenderinnen auf einmal? — Wir wollen lieber die Röcke länger machen und uns auf die vier Klappen setzen und ihm in der freibergerischen Uniform mit Dreimaßtern auf dem Kopf ein Trompetenständchen bringen — früh um sechs... er wird natürlich denken, daß es die Regimentstrompeter sind, und wenn er uns im Hofe sieht, wird seine Überraschung groß sein!

Zuerst waren wir starr über diesen kläglichen Plan, aber je länger wir über ihn nachdachten, desto mehr lockte er uns.

Also zuerst die Paffenröcke, genau nach dem Selbstbild in Papas Zimmer. Wir bekamen einen guten, dunkelblauen Orlean billig genug beim Kaufmann, aber wir brauchten freilich auch viel für vier Kleider! — Und die Röcke müssen so lang sein, so sehr lang. Tante Dorette sagt, in ihrer Jugend wären die Reitkleider kürzer gewesen. Nores Tuch geringer Qualität, blankte Messingknöpfe, auch weißen Baspoil lieferte uns, wie gesagt, der Jude.

So arbeiteten wir ganz heimlich drauß los, daß es nur so rauchte. Nore, die alles kann, schnitt zu, genau nach Großvaters Wille. Mächtige Aermelausschläge, breite Abatten — es war garnicht so leicht, namentlich da die Farben auf

dem Pöbel nicht mehr recht zu erkennen sind. Sehr große Mühe mochten uns die Hüte. Schließlich kamen sie aus mit Stoff überzogener Pappe zustande, aber Tante sagte, sie gleichen mehr den Hüten aus dem dreißigjährigen Kriege, und schenkte uns alte Straußenseiden dazu, die wir in der Ofenröhre wärmten, bis sie sich wieder kräuselten. Aber ich muß sagen, schließlich sah alles gut und sah so aus, daß der alte Fritz seine Freude daran gehabt hätte. Der junge Fritz allerdings erklärte uns für die schnellste Kavallerie von anno Domini.

Am schwierigsten war das Erlernen des Trompetenblasens. Vier kleine Trompeten, an denen selbstgemachte Zählröhren hingen (was Tante wieder für völlig nutzlos erklärte), hatten wir uns für schärferes Gell gekauft und da der alte Christian, der Aufseher, einst Trompeter beim Regiment gewesen war, halfen wir ja auch einen Lehrmeister — aber es war trotzdem nicht leicht. Wir betrieben es im Stoll, zu den Zeiten, wo Papa Dienst hatte. Die Pferde mußten sich doch auch daran gewöhnen. Wenn der Spektakel losging, fuhren die Spazier aus dem wilden Wein an der Mauer und der Pönscher heulte. Dohle und Rabe standen gleichmütig, sie sind doch nicht temperamentsvoll genug, um sich sehr aufzuregen. Waren aber Daffar und Sultan im Stall, so saßen sie sich, wenn wir so auf dem Hofkasten saßen und bliesen, nach uns um und legten bald dieses, bald jenes Ohr schnell zurück, als wollten sie ihr Mißfallen an dieser Stümperlei ausdrücken. Aber schließlich lernten wir es und brachten eine gute Fanfare, sowie einige Lieber zustande.

Fritz Brenden war der einzige, den wir ins Vertrauen gezogen hatten. Wir wollten nicht, daß es sonst im Regiment bekannt würde — V. Leutnants hätten doch nur Wiße gemacht. Fritz hat auch gewiß nicht geplatzt, obwohl er die schwere Aufgabe hatte, uns drei Damenstättel auf Borg zu schaffen. Ich weiß noch eben nicht recht, wie er das angefangen hat, der gute, liebe Junge — aber sie waren da. Note, mit Silberlitz benähte Friesbecken hatten wir selber fabriziert. Die saßen auf dem spiegelblank gepulzten Fell der alten und der jungen Rappen brillant aus.

So kam der Geburtstag heran. Wir haben die Nacht wenig geschlafen vor freudiger Aufregung. Um fünf Uhr stahlen wir uns an der Schlafstubentüre der Eltern vorüber in den Hof. Wichtig, dort warteten schon Fritz und Diefel hinter dem Tor, welches Christian gerade aufschloß. Es war ein herrlicher Morgen. Die Sonne schien so hell, und durch das Gitter, welches den Hof vom Garten trennt, sah man weit über die blühenden Blumenbeete auf die grünen Wiesen, den Launen Bach und die Weizenfelder von Boswih hin! — Fritz und Diefel saßen auch so froh und morgensfrisch aus, und so beneidenswert blond! — Diefels Haar glänzte in der Sonne wie helles Gold und sie hatte ein rosenrotes Baregelleid an und einen Strauß weißer und rosenroter Reosolen an der Brust. Auch Fritz hatte zu Ehren des Tages seine bessere Garnitur gewählt und hatte seinen kleinen Schnurrbart etwas gewischt.

„Wie ein Rittmeister!“ sagte ich ihm, ach ich war so vergnügt, in so gehobener Stimmung, die ganze Welt, geschweige denn dieser kleine Hof mit seinen Metterrosen und seinem Taubenischlag erschien mir schön.

Fritz schien sich über mein Lob seines Schnurrbartchens zu freuen. Jeder Portepesäßhüch möchte wohl so martialisch aussehen wie ein Rittmeister — und jeder Rittmeister wäre froh, wenn er noch einmal Zählrich werden könnte. So wieße Fr. ich schon — aber diese Weisheit habe ich natürlich vom Papa.

Fritz ist aber auch kein gewöhnlicher Zählrich. Er ist unser bester Freund und Nachbarssohn, und wir haben schon als Kinder mit ihm und Diefel gespielt, denn die Eltern besaßen Boswih. Fritz wird auch wahrscheinlich nächstens Leutnant. Er ist sehr beliebt im Regiment, das weiß ich und freue mich darüber. Nun aber auch Diefel — die ist doch ein liebes Ding. Immer freundlich und mit ihren Sachen viel ordentlicher wie Lore und ich.

Da bin ich wieder schön abgeirrt — aber ich war auch damals so ins Schwagen mit Fritz gekommen, daß Christian zweimal winken mußte, die Schwestern seien schon aufgestiegen, ich sollte mich eilen. Also schnell in den Sattel. Lore empfing mich mit einer kleinen Grimasse: „Na, Du und der Fritz!“ — Jetzt ärgere ich mich noch nachträglich darüber — damals hatte ich keine Zeit zum Vergern. Wir hatten Gie und mußten uns in Reih und Glied aufstellen und die Trompeten bereit halten — denn daß Papa bei dem Pferdegeknappel ruhig werden und ans Fenster kommen würde, war klar — also schnell alles begeben und stramme Haltung und die Trompeten am Munde. Fritz und Diefel sagten dann, es habe wirklich wunderschön ausgesehen, wie wir so in Reih und Glied da gehalten hätten

auf den blanken Rappen, denen Christian die Mähnen gelockt hatte — und wir so blau und rot, und golden und silbern in den altertümlichen Uniformen und den lang herabhängenden Reitstöcken.

Oh, es ging herrlich! — Sowie es an der Uhr über dem Torweg sechs schlug, schmetterte die Fanfare los — und da wurden Fenster aufgerissen! — Oben die Eltern und die Köchin und das Stubermädchen und Tantens Jungfer, die über dem Torweg ihr Zimmer hat, und Tante Dorette selbst in einer großen, mit breiten Falbeln besetzten Krube und Bodenwickeln und in einem braunen Negligée mit rosa Blumen durchwirrt. Alles starrte auf uns herunter. Das große Tor nach der Straße hatten wir zum Glück wieder verrammeln lassen — sonst hätte sich dort wohl die ganze Einwohnerschaft der Straße versammelt.

Unser lieber, lustiger Vater stand oben am Fenster, lachte und war doch so gerührt, daß ihm die Tränen immer über die Waden liefen. Auf die Fanfare folgte sein Lieblingslied „Auf, auf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd!“ — Der Hof hallte wider von den hellen Trompetenklängen, die Rappen schüttelten ihre Mähnen, Daffar, auf dem ich saß, hieb einmal nach dem alten Raben, den er nie leiden konnte — aber im Garten hatten unsere Kasse so, als hätten sie ihr Lebtag Reitenennen in fredericiarischen Uniformen, Trompete blasend, auf ihrem Rücken gehabt.

Dann folgte noch der Hohenfrieberger Marsch — und dann salutierten wir militärisch, und schwenkten links und ritten in den Torweg hinein, was so aussehen sollte, als wären wir wer weiß woher gekommen, um diese Serviette zu bringen.

Aber im Torweg flogen wir ab und schlüpfen durch die kleine braune Türe der ehemaligen Torwärtersloge heraus und nun hinein in das Geburtstagszimmer. Oben stand schon der Papa mit ausgebreiteten Armen auf der Schwelle und rief: „Mädels, Mädels! Ihr seid ja besser, wie acht Söhne!“

7.

Wärmelhaus, am 6. Oktober

Sechs Wochen lang habe ich nicht geschrieben, aber dafür kommen jetzt die Neuigkeiten auch nur so herausgewurzt — meine Kindeslinder werden Mund und Nase aufspitzen, wie der Christian immer sagt.

Also Diefel ist Braut, Boswih, unser liebstes, nächstes Nachkargut, wird verkauft, weil Frau von Brenden lieber in einer größeren Stadt leben möchte. „Sie hat es immer mit den Nerven“, sagte Tante Dorette. Ich weiß nicht, was das mit der Stadt zu tun hatte, und finde es hart, daß nun unsere Spaziergänge über die Wiesen nach Boswih aufhören sollen.

Aber nur die Hauptsache, Diefels Brautchaft! Gestern kamen die Brendens ganz feierlich im großen Landauer und machten mit dem Brautpaar Visite. Herr von Brenden fuhr aber selber — er liebt Feierlichkeiten nicht, und drinnen saßen Mutter und Tochter, beide in weiß, mit weißen Blumenhüten und wunderschönen türkisfarbenen Ehen — die neueste Mode — um die Schultern. Ihnen gegenüber saß der Bräutigam, den wir noch garnicht kannten. Er heißt mit Vornamen Egon, was mir einen ungewöhnlichen und höchst poetischen Namen finden. Er selbst ist Referendar und weniger poetisch, etwas mager, mit rötlichem Haar und sehr elegant. Diefel wurde jedesmal rot, wenn er ihr unter dem Tisch die Hand drückte, was er recht oft tat. Sie sah zu nett aus und so zufrieden.

More, Lore und ich sprachen dann noch bis Mitternacht über die Liebe. Dore betätigt sich nie an solchen Gesprächen, die sie „belanglos“ nennt. More glaubt ja auch nicht an eine Liebe auf den ersten Blick und ist überhaupt sehr kalblütig, — aber sie spricht doch drüber und versucht, Lore und mich von unseren Ideen abzubringen.

Wir haben ein an unser Wohnzimmer anstoßendes, ebenso großes herrliches Schlafzimmer — am Tage so hell und lustig, abends, wenn alle Fenster durch weiß- und blaugestrichene Glanzstängeln neu verhüllt sind, so gemütlich. Die vier Betten stehen sich, je zwei und zwei, an den Wänden gegenüber und haben ebenfalls Karweiß gestrichelte Vorhänge; in der Mitte des Zimmers steht ein großer, schwarzer Tisch mit vier Stühlen und vier kleinen Stehpiegeln drauf — um den sitzen wir dann herum, bürsten unser Haar und schwachen nach Bergensluft — natürlich lese, denn nebenan schlafen die guten Eltern.

Lore fand das Brautpaar „reizend“ und fand eine Verlobung das vollkommene Glück. More sagte, Diefel, die einen wohlhabenden Papa habe, könne machen und lächeln, was sie wolle, aber für arme Mädchen sei Sentimentalität ein Unglück, man müsse beim Heiraten vor allem wünschen, eine vernünftige Partie zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Es ist schwer, die zu lieben, die wir nicht schätzen; aber nicht minder schwer ist es, die zu lieben, die wir viel höher schätzen als uns.
La Rochefoucauld.



Kleines Feuilleton.

Die Königin mit Straßen beworfen. Anschläge gegen das portugiesische Königshaus gehörten in den letzten Jahren nicht mehr zu den Seltenheiten. Der Gerichtshof beschäftigt sich u. a. mit zwei Attentatsversuchen, die im Juli bzw. August 1907 verübt worden waren. Das erstere betraf die Königin Marie Amalie. Es war eine Notte Rowdys, die nach der königlichen Frau, als sie in Begleitung ihres zweiten Sohnes — des jetzigen Königs — von Cintra, der 27 Kilometer von der Hauptstadt entfernten Sommerresidenz des portugiesischen Hofes, im Automobil nach Lissabon zurückkehrte, schwere Steine warfen, wodurch die Königin am Unterarm verletzt wurde. Die feigen Angreifer machten sich schleunigst aus dem Staube. Das andere Attentat war augenscheinlich auf den jetzt verstorbenen König Carlos gerichtet; er pflegte oft in seinem Wagen durch das Arbeiterviertel zu fahren. Hier explodierte eine Bombe und tötete zwei Personen, eine Stunde, bevor der Weg den König dorthin führen sollte!

Der Straßenbahnwagen im Speisezimmer. Unerwartete Gäste erhielten am Sonnabend, wie aus Paris berichtet wird, die Bewohner einer Villa in Montreuil-sous-Bois. Ein schwerer Straßenbahnwagen, in dem sich circa zwanzig Passagiere befanden, entgleiste an einer Straßenkurve, stollte mit großer Geschwindigkeit einen steilen Abhang hinab, durchbrach die 20 Zentimeter dicke Mauer einer sich am Ende der Straße befindenden Villa und landete mit sämtlichen Insassen im Speisezimmer, wo die Familie gerade damit beschäftigt war, ihr Mittagsmahl einzunehmen. Die Bewohner des Hauses bekamen keinen schlechten Schreck, als das Vehikel sich so plötzlich ihrem Speisetisch nahte, wo es zum Glück still stehen blieb. Keiner der Insassen des Wagens wurde ernstlich verletzt, so daß die kleine Episode eigentlich nur ein unangenehmes Nachspiel für die Straßenbahngesellschaft insofern hat, als sich die Besitzer der Villa wohl ihr Menü teuer bezahlen lassen werden.

Schwedens schönste Frauen. Eine schwedische Frauenzeitschrift hat eine Schönheitskonkurrenz unter den Frauen Schwedens veranstaltet, bei der die Entscheidung in erster Linie in der Hand der beiden bekannten Maler Anders Zorn und Björk lag. In dieser Konkurrenz ist als Schwedens schönste Frau ein Fräulein Lunostrom anerkannt worden, eine erst sechzehnjährige Dame, die übrigens gegenwärtig in Dresden ansässig ist. Die Preisgekrönte hat blaugraue Augen, reiches aschblondes Haar, einen schönen Teint und eine prächtige hohe Gestalt. Den zweiten Preis erhielt Frau Greta Sjöberg, die den Haushalt des Dichters Werner v. Heidenstam leitet, den dritten ein Fräulein Gustafsson in Sundsvall. Auch diese beiden Damen zeigen ausgeprägt nordisch-germanischen Typus.

Er muß es erst beweisen. Eine Angelegenlichkeit der Steuerbehörden, deren Konio in Frankreich vielleicht noch mehr als anderweitig belastet ist, erzählt Franc-Nohain launig im Echo de Paris: „Ich kenne einen Herrn, im Süden, ich präzisiere: im Bezirke Beziers, der seit fünfzehn Jahren regelmäßig auf seiner Steuerliste eine Summe von 23 Francs figurieren sieht, die angeblich die Taxe für ein unbebautes Grundstück darstellen soll. Ich sage mit Vorbedacht „angeblich“, denn der Herr besitzt gar kein unbebautes Grundstück. Er besitzt überhaupt keines. Natürlich reklamiert der unfreiwillige Besitzer. Nun rate man einmal, was man auf seine Beschwerden erwidert hat. In köstlicher Einfachheit folgendes: „Sie behaupten ein unbebautes Grundstück zu besitzen. Nun, lieber Herr, das müssen Sie uns erst einmal beweisen.“ Und als der Herr ganz ängstlich erklärte: „Ja, wie soll ich das denn tun? Wo wohn ich denn? Ich Phantasie dieses berühmte Grundstück verlegt, für das Sie von mir 23 Francs fordern?“, da lautete die monumentale Antwort des Fiskus: „Es ist Ihre Aufgabe, das zu suchen.“ Der arme Mann, der sich auf die Lösung eines solchen Rätsels nicht einlassen will und kann und seine Zeit zu anderem nötig hat, fügt sich schließlich Ueber und zahlt. (Sollte dieser sonderbare Steuerzahler seinen Wohnsitz nicht in die Phantasie des Herrn Franc-Nohain verlegt haben? D. Red.)

Was ein indischer Wagen vertragen kann. Ein Angestellter der sogenannten Rotten-Brigade in Ludnow (Indien), namens Bhagwan Din und von Religion Brahmane, versuchte kürzlich in einem Anfall von Schwerkraft sich mit Hilfe des Wagens ums Leben zu bringen, das er sonst pflichtgemäß den Dien-

verordnichte, von denen die Bürgerchaft von Ludnow zu befreien seine vornehmste Berufspflicht war. Da er bemerkte, daß einige Gramm Kattengift gerade genügte, um einen dieser angestrichenen Vierfüßler aus der Welt zu schaffen, glaubte er, daß bei ihm eine bedeutend größere Quantität vonnöten sein würde, und versuchte es vorläufig einmal mit dem gesamten Inhalt einer Pfundbüchse. Darauf legte er sich — seine Seele Brahma anvertrauend — ergeben auf sein bescheidenes Lager und erwartete den Tod. Dieser trat zwar nicht ein, hingegen fühlte, wie ein dortiges Lokalblatt meldet, der brave Bhagwan Din ein leises Urbehagen in seinen Gedärmen, das jedoch schon nach zwei Tagen schwand. Da die englischen Gesetze merkwürdigerweise den Selbstmordversuch ziemlich hart bestrafen, was ganz im Gegensatz zu dem sonstigen unter Engländern herrschenden Prinzip steht, jedermann die größtmögliche persönliche Freiheit zu lassen, wird sich der arme Kattenvortilger vor dem Gerichtshof von Ludnow demnächst zu verantworten haben.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Siegfried Wagner als Gast in Berlin. Die Berliner Morgenpost schreibt: Das kümmerliche Talentchen, das dem Namen Siegfried Wagner seine ganze Zugkraft verdankt, veranstaltete in der Philharmonie ein von den Freunden des Hauses Mahnsried mäßig besuchtes Konzert. Der kleine Siegfried, der von seinem großen Vater nichts geerbt hat als das charakteristische Gesicht, hat, seitdem ich ihn das letzte Mal hörte, nach keiner Richtung hin Fortschritte gemacht. Als Dirigent ist er immer noch der innerlich unberührte Taktschläger, der die Tempi der „Faust-Overtüre“ z. B. in geradezu grotesker Weise verschleppte. Als Komponist ist er womöglich noch indifferenter, noch unpersönlicher geworden. Die Soloszene des Reinhardt aus „Herzog Wilhangel“ ist gewiß eine süßliche, wenn auch klangvoll (von wem?) instrumentierte Musik. Aber sie ist noch ein wahrer Originalitätsausbruch gegen den Guldigungsreigen aus seiner jüngsten Oper „Sternengebot“, der stellenweise in eine — bei Siegfried Wagner übrigens nicht seltene — operettenhafte Banalität hineingerät.



Edisons ewiges Hemd. Was manche merkwürdige und nützliche Erfindung haben wir dem „elektrischen Zauberer“ zu verdanken, aber manches ist ihm auch zugeschrieben worden, das seinen Ursprung nur in der blühenden Einbildungskraft amerikanischer Journalisten hat. So erzählt der Meister gern die Geschichte vom ewigen Hemd. Vor einigen Jahren ging durch die amerikanischen Blätter eine Notiz, welche besagte, Edison habe ein Hemd erfunden, das dessen Besitzer ein Jahr lang und bei sparsamem Gebrauch noch länger ungewaschen tragen könne. Die Brust sollte aus dreihundertundfünfundsechzig unendlich feinen Schichten eines Stoffes bestehen, dessen Herstellung Geheimnis des Erfinders sei. Der Träger des Hemdes brauche nur jeden Morgen eine dieser Lagen herunterzuziehen, um das Hemd in ursprünglicher Frische und Reinheit erglänzen zu lassen, so daß er sich tatsächlich jeden Morgen eines neuen Hemdes erfreue. Es wurde ferner gesagt, Herr Edison trage die betreffenden Hemden selbst, und habe erklärt, es sei die großartigste Erfindung, die er je gemacht. Die Notiz fand ihren Weg in ungefähr fünfhundert Blätter in den Vereinigten Staaten, pflegt Edison zu erzählen, „und das Merkwürdigste dabei war, daß eine Menge Leute an das Vorhandensein eines solchen Hemdes wirklich glaubten. Ich wurde bald mit Bestellungen aus allen Teilen des Landes überschüttet, jeder Mensch schien ein derartiges Kleidungsstück besitzen zu wollen, und die Anzahl der bestellten Stücke schwankte zwischen einem und hundert Duzend. Vielen Bestellungen waren Checks oder Tratten beigelegt, die natürlich zurückgefordert werden mußten, wodurch meinen Bureauangestellten eine Menge nutzloser Arbeit verursacht wurde. Es dauerte nicht lange, da ging die Notiz auch in außeramerikanische Blätter über,“ fährt der große Erfinder fort, „und bald liefen die Bestellungen aus den ent-

ferntesten Gegenden ein, sogar Chinesen und Sadafrkaner
 schienen erpicht darauf, in den Besitz eines dieser wunderbaren
 Hemden zu gelangen. Länger als ein Jahr ging es so fort,
 bis das Publikum endlich zu begreifen begann, daß man ihm
 einen Wären aufgebunden hatte. Daß die Dummen doch nie
 alle werden! Was mochten sich die Leute wohl gedacht haben,
 wie nach einem Jahr oder gar noch längerer Zeit die übrigen
 Teile eines solchen ungewaschenen Hemdes aussehen würden?"

Haustiere in prähistorischer Zeit. Der verstorbene
 französische Archäologe Piette führte in einem seiner letzten
 Artikel, den die Zeitschrift „L'Anthropologie“ veröffentlichte,
 den Nachweis, daß zu Beginn der Quaternärperiode Tiere,
 besonders Pferde, schon gezähmt waren. Es gibt noch heute
 eine Reihe von Völkern, die nicht Jügel und Zaum
 perwenden, um Reittiere zu lenken, sondern einen Halfter ge-
 brauchen, der aus Riemen oder Striden zusammengesetzt,
 die Schnauze des Tieres umgibt. Nach zahlreichen Abbil-
 dungen, die auf Knochen gefunden wurden, ist es nun sicher,
 daß die Menschen der Vorzeit das Pferd auf eine ähnliche
 Weise lenkten. Insbesondere geht dies aus den Zeichnungen
 von Pferdeköpfen hervor, die Mascaraux in der Höhle von
 Saint-Michel d'Arudy entdeckt hat. An ihnen kann man drei
 Hauptteile unterscheiden. Der erste, ein Nasenstrich, um-
 faßt die Nase und die Unterlippe. Ein anderer, fester Teil
 besteht aus Holz oder aus Reintierknochen, ist rechteckig,
 mit Streifen reichverziert, und von Striden und Riemen
 umrahmt. Er dient dazu, den Riemen, Striden und Zäden
 einen festen Stützpunkt zu bieten. Ein Netzwerk von Bindfäden
 geht von ihm aus, und Piette nimmt an, daß es den Kopf
 des Pferdes gegen Mücken schützen sollte. Zwei Stride, die
 von diesem starren Teil zu den Ohren des Tieres führen, ver-
 vollständigen den Halfter. Möglicherweise hat es auch Brunk-
 halfter gegeben, denn es wurden auch gut erhaltene Halfter-
 teile aus Elfenbein aufgefunden. Von der Zeit, die dieser
 voranging, in der der Mensch wohl nur einen einfachen Strid
 um die Rüstern des Pferdes band, um es zu bezähmen,
 hat man keine sichere Kunde.

Die schädlichen Zigaretten. Der kranke Mann hatte
 nach dem Arzt geschickt. Der Doktor war gekommen und
 machte ein ernstes Gesicht. Er fühlte dem Patienten den Puls,
 ließ sich die Zunge zeigen, beobachtete den Herzschlag, tat ein
 paar Fragen und blieb eine Weile nachdenklich sitzen. Dann
 fragte er plötzlich: „Rauchen Sie Zigaretten?“ „Siehst du,
 Heinz,“ ließ sich die Frau sofort hören, „ich habe dir's
 immer gesagt, aber du läßt dich ja nicht davon abbringen,
 die schädlichen Dinger zu rauchen. Und nun sind sie dir so
 schlecht bekommen, daß der Herr Doktor es gleich bemerkt hat.
 O, Herr Doktor, nicht wahr, Sie werden es ihm streng ver-
 bieten? Ach, ich bin so froh, daß wir nach Ihnen geschickt
 haben!“ „Ach, lieber Doktor,“ meinte der Patient, ärgerlich
 über diesen Redeerguß seiner Frau, „es ist ja gar nicht so
 gefährlich mit meinem Rauchen, höchstens sechs bis acht Stück
 den Tag. Und die rauche ich meist nicht zu Ende. Wenn ich
 ein paar Züge getan habe, lege ich sie hin und vergesse
 sie dann über der Arbeit. Früher habe ich viel mehr
 geraucht.“ „Ach, das sagst du so,“ rief die Gattin wieder.
 „Ihr Raucher versteht es immer, eure Missetaten zu be-
 schönigen. Aber du siehst ja jetzt, wohin du gekommen bist!
 Mir hast du nie folgen wollen, aber auf den Rat des Arztes
 wirst du doch wohl hören. Ach, Herr Doktor, Sie können sich
 gar nicht denken, wie froh ich bin, daß wir Sie rufen ließen!“
 „Unsinn, Hanna,“ meinte nun der Kranke, „du bildest dir
 gleich wer weiß was ein, und überhaupt hast du dem
 Herrn Doktor ja noch gar nicht Zeit gelassen, seine Meinung
 zu äußern. Wenn du nur immerzu reden willst, dann hätten
 wir keinen Arzt gebraucht. Nun, wie steht's, lieber Herr
 Doktor, haben Sie gefunden, daß der Zigarettengenuss bereits
 mein Herz angegriffen hat?“ „Nein,“ versetzte der Arzt,
 aber weiter konnte er nichts sagen, denn schon fing die Frau
 wieder an: „Herz angegriffen? Na, das wäre ja noch
 schöner, wenn's schon so weit wäre! Aber es gibt doch noch
 eine ganze Menge anderer Dinge, die du dir durch dein un-
 sinniges Rauchen zugezogen haben kannst, denn sonst hätte der
 Doktor doch wohl nicht gefragt. Nicht wahr, Herr Doktor?
 Also was war der Grund? Bitte, sagen Sie es uns nur, da-
 mit er endlich weiß, wie es mit ihm steht.“ „O,“ ver-

setzte der Doktor, der schon die ganze Zeit hinter seinen
 Brillengläsern gelächelt hatte, „ich fragte nur, weil ich bei meinem
 Eintreten glaubte, Zigarettenrauch zu riechen, und weil
 ich mir eine für mich selber ausbitten wollte!“



Bearbeitet von E. Schallopp.

Partie Nr. 65.

Turnierpartie, gespielt zu Karlsbad am 3. September 1907

Weiß: F. J. Marshall, Newyork.

Schwarz: E. Cohn, Berlin.

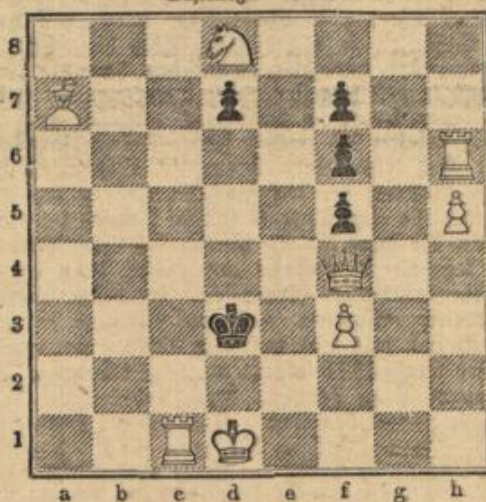
Abgelehntes Königs gambit.

- | | | |
|-------------------------------|-----------------|------------------------------|
| Weiß. | Schwarz. | 12. Le4—b3 |
| 1. e2—e4 | e7—e5 | Falls 12. Le4×b5, so Sc6 |
| 2. f2—f4 | Lf8—e5 | ×b4. |
| 3. Sg1—f3 | d7—d6 | 12. . . . a7—a5 |
| 4. f4×e5 | | 13. b4×a5 Sc6×a5 |
| Selbstverständlich nicht mit | | 14. Le1—g5 Sa5×b3 |
| der Absicht, den Be5 sofort | | 15. De2×b3 Ta8—b8 |
| zu gewinnen, sondern um in | | 16. d3—d4 Ld6—e7 |
| ihm ein Angriffsobjekt zu | | Auch bei Tf8—e8 17. Sb1 |
| behalten, und vor allem, um | | —d2 oder auch sofort 17. d4 |
| sich die L-Linie zu öffnen. | | ×e5 ist Schwarz im Nachteil. |
| 4. . . . d6×e5 | | 17. Sf3×e5 b5—b4 |
| 5. c2—c3 | | Sf6×e4 verbietet sich wegen |
| Bei 5. Sf3×e5 Dd8—h4+ | | 18. Tf1×f7. |
| 6. g2—g3 Dh4×e4+ 7. Dd1 | | 18. Sb1—d2 Ld7—b5 |
| —e2 De4×h1 8. Se5—g6+ | | Oder b4×c3 19. Db3×c3 |
| Le8—e6 9. Sg6×h8 bleibt | | Le7—b4 20. De3—f3 usw. |
| Schwarz im Vorteil, da der | | 19. Tf1—f2 b4×c3 |
| Sb8 schwerlich zu retten ist. | | 20. Db3×c3 Sf6×e4 |
| 5. . . . Le8—g4 | | 21. Sd2×e4 Le7×g5 |
| 6. Dd1—a4+ Lg4—d7 | | Das wäre ganz schön; aber |
| 7. Da4—c2 | | Weiß hat noch etwas weiter |
| Bei 7. Da4—b3 Sb8— | | gerechnet. |
| e6 8. Db3×b7 bekommt | | 22. Se5×f7!! Tf8×f7 |
| Schwarz mit f7—f5 ein gutes | | 23. Tf2×f7 Kg8×f7 |
| Angriffsspiel. | | 24. Se4×g5+ Kf7—f6 |
| 8. b2—b4 Le5—d6 | | Nimmt die Dame, so ge- |
| Nicht nach b6 wegen 9. b4 | | winnt 25. De3×e7+. |
| —b5 nebst Verlust des Be5. | | 25. h2—h4 h7—h6 |
| 9. Lf1—c4 Sg8—f6 | | 26. De3—f3+ Aufgegeben. |
| 10. 0—0 0—0 | | (Falls nach e7, so 27. Df3 |
| 11. d2—d3 b7—b5 | | —f7+ nebst 28. Df7—e6+.) |

Aufgabe Nr. 65.

Von Alain C. White in Newyork.

Schwarz: 5 Steine.



Weiß: 8 Steine.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem 5. Zuge
 mattzusetzen.
 (Selbstmatt.)

♠g2—g3	♠f3×g4L 'g	♠g2—g3	1a—2f1 'g
♠f3—g3	1a—2f1 'f	♠g2×f3	+g2—g3L 'f
♠g2×f3	+g2—f3 'g	♠f3—g3	♠g2—g3L 'g
♠f3—g3	♠g2—f3 'g	♠f3—g3	♠g2—g3L 'g
♠g3—f3	♠g2—f3 'f	♠f3—g3	♠g2—g3L 'f

Frauen- Zeitung



Beilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 3.

Samstag, den 8. Februar.

1908.

O Mutter weine nicht . . .

Es liegt das Kind am Fieber krank! —
Die Mutter hat schon manche Nacht
In großer Not und bitt'rer Angst
Am Bette weinend zugebracht.
Wie hielt sie hoffnungsmutig aus!
Wie tat sie freudig ihre Pflicht! —
Sie blüht aufs Kind — da ruft es leis:
„O liebe Mutter, weine nicht!“

Das erste Wort nach langer Zeit!
Laut jauchzt das treue Mütterlein.
Es fällt in ihr gequältes Herz
Der Hoffnung holder Sonnenschein.
Sie blüht aufs Kind — aus ihrem Aug'
Die helle Freudenträne bricht; —
Und wieder klingt es bittend leis:
„O liebe Mutter, weine nicht!“

Das Kind genas. — Es wuchs heran
Und blüht als Röslein nun im Haus.
Es wird gehütet und gepflegt,
Doch manche Sorge blieb nicht aus!
Die Mutter hat auf Gott vertraut
Und treu erfüllt der Liebe Pflicht.
In ihre Seele drang das Wort:
„O liebe Mutter, weine nicht!“

W. Runge.

Wie die Mutter erzieht.

(Nachdruck verboten.)

Anerkung, Angewöhnung, Anerziehung.*)
Von Frau Anna Woos-Wiesbaden.

Das hat es vom Vater geerbt oder von der Mutter, heißt es nur zu oft, wenn bei einem Kinde besondere Charakterzüge zu Tage treten; ja von den Tanten und Onkeln kann so ein Kind (nach der Meinung mancher) alle möglichen guten und schlimmen Dinge noch bei Lebzeiten der Erblasser erben, ohne eine Ahnung davon zu haben.

In Wahrheit ist dies nicht so; eine solche geheimnisvolle, durch die verschiedensten Verwandtschaftsgrade gehende „Vererbung“ gibt es nicht. Ich gebe zu, daß körperliche Eigenschaften von Vater und Mutter (namentlich aber der letzteren) unmittelbar auch auf das Kind übergehen können; bei Charaktereigenschaften möchte ich es an sich bezweifeln oder doch jedenfalls behaupten, daß solche noch von der Mutter unmittelbar übernommenen Charaktereigenschaften sehr rasch wieder beseitigt und durch andere ersetzt

*) A. dem Buche: „Das Normalkind“, praktische Anleitung für Mütter, Kinder gesund, gut und schön groß zu ziehen. 6. Auflage, Wiesbaden, Verlag des „Werkes“, Meißter Konrads Wochenzeitung. Preis 1.20 M. (In allen Buchhandlungen vorrätig.)

werden können, durch solche nämlich, wie sie in der bauernden Umgebung des Kindes bestehen.

Das Kind bildet sich gleich einer Pflanze auch im Charakter genau so aus, wie es dem Einflusse seiner gesamten Umgebung entspricht.

Dieser Satz kann den Eltern und namentlich der Mutter des Kindes gar nicht deutlich genug vor Augen stehen; denn wenn dem wirklich so ist — und es ist nicht anders! — dann haben es die Eltern selbst in der Hand, aus dem in der Wiege sprossenden Pflänzlein eine Blume oder ein Unkraut zu machen. Wer aber wird sich nicht mit allen Kräften dahinter setzen, um eine Blume zu erziehen!

Ja, auch das, was man gemeinhin „Talent“ nennt, und für „angeboren“ ansieht, ist zum guten Teile Anerziehung. Ein heranwachsendes Kind zeigt alle möglichen Neigungen; eine Zeit lang zeichnet, „malt“ es gern, dann schneidet es mal eine Zeit lang gerne Bilder aus, späterhin gehts den Tag über im Zimmer auf und ab und singt mit glöckenheller Stimme, daß alle Basen meinen, „hier bildet sich eine zweite Patti“ — kurz alle möglichen Talente deuten sich an, und vom reinen Zufall hängt es ab, welche von diesen vielen Andeutungen späterhin sich zu einer greifbaren Begabung herausbildet. Eine Fülle von Talenten schlummert in jedem Kinde, das körperlich und geistig gesund ist; die meisten davon verkümmern, da unsere Erziehung nicht darauf zugeschnitten ist, noch sein kann, Talente und Genies großzuziehen. Nur unter besonders günstigen seltenen Umständen wird das keimende Talent oder keimende Genie zu einer reifen Frucht. —

Der obige Satz von dem Einfluß der Umgebung auf die Charakter-Entwicklung der Kinder klingt etwas gelehrt; man kann ihn auch einfacher ausdrücken, indem man sagt: Kinder tun nur das, was sie einmal abgesehen haben, sie ahmen nach. Wenn sie deshalb nur Gutes um sich sehen, werden sie auch nur Gutes tun können. Eine „innere Bosheit“, wie sie manchem Kinde zugeschrieben wird, gibt es nicht; auch die Bosheit ist von dem Kinde irgend woher bezogen, irgend woher abgesehen, oder es ist ein Mittel, mit dem sich das Kind gegen körperliches Unbehagen zu helfen sucht, was fälschlich als Bosheit ausgelegt wird. Wenn man das Kind stundenlang in nassen, unreinen Windeln liegen läßt, und es schreit dann wirklich „boshaft“ drauf los, so ist das Schreien doch keine innere Bosheit.

Der ganze körperliche Zustand, in dem das Kind gehalten wird, übt natürlich fortwährend einen großen Einfluß auf den sich bildenden Charakter aus. Ein Kind, das kränklich ist, kann nicht froh sein, zugleich wird sich bei mangelnder Spielbewegung der Geist rasch über den Körper hinaus entwickeln; der Geist schreitet dem Körper voraus; das Kind wird über sein Alter hinaus flug, „altflug“, und unter weiterer unrichtiger Behandlung mit der Zeit neidisch, zänkisch und boshaft werden.

Nichts ohne Ursache in der Welt! Auch der Charakter eines Kindes entwickelt sich nicht ohne alle Gründe drauf los und gerade so, wie er wird; sondern jeder einzelne Zug der tausend und abertausend Ringe im Charakterbilde ist ein Widerschein, der Rest eines Eindrucks, den da und dort

das Kind gewonnen hat. Der Charakter des Menschen ist einem Kupferstiche zu vergleichen, zu dem viel tausend zarte Striche gehörten, bis aus der spiegelglatten Kupferplatte gerade dieses und kein anderes Bild wurde.

Die Erziehung ist es, die täglich, ja stündlich sich in die weiche Wachsplatte des kindlichen Gemütes einprägt.

Die Erziehung! Verbannen wir dieses unklare Wort, das die Sache doch nicht voll trifft, und sagen wir richtiger: das Beispiel. Das Beispiel ist es, das die Erziehung ausübt, sei es das Beispiel der Eltern, Erzieher und Lehrmeister, sei es dasjenige der Fremden, mit denen das Kind in Verührung kommt.

Es ist merkwürdig, daß namentlich die Fremden auf das Gemüt und den Nachahmungstrieb der Kleinen so stark einwirken, und doch ist dies wieder erklärlich, denn gerade das Fremdartige muß dem Kinde auffallen und in ihm den Trieb der Nachahmung besonders stark erwecken. Jedermann kann bemerken, wie rasch Kinder, die aus einem Sprachgebiet in das andere versetzt werden, z. B. vom Rhein nach Ostpreußen, die ihnen fremde Sprachweise sich angewöhnen, die jüngsten am allerehesten. Das Gemüt und der Geist des Kindes sind eben in der Tat wachsw weich und nehmen rasch neue Eindrücke auf.

Ebenso ist es natürlich mit der inneren Anschauungsweise des Gemütes; auch hier wirkt das Fremde am meisten. Für die Erziehung folgt hieraus, daß, wenn man böse Einflüsse zu fürchten hat, man das Kind möglichst von fremder, ungesunder Umgebung abhalten muß, sowie daß man in der Wahl der Diensthofen gar nicht vorsichtig genug sein kann.

Gleich der „inneren Bosheit“ halten auch manche einen der schlimmsten Fehler, die ein Kind haben kann, nämlich das Lügen für „angeboren“ oder von dem oder jenem, nicht beliebten Familienmitgliede „angeerbt“. Aber gerade dieser Fehler ist nichts als Gewohnheit oder Angewohnung

oder falsche Auerziehung.

„Möchte nur wissen, wo das Kind das Lügen her hat“, so habe ich manche Mutter schon sich wundern hören, und dann hörte ich mit an, wie Vater und Mutter sagten:

„Glenn nicht, Junge, wir gehen nur um die Ecke und bringen Dir eine Peitsche oder ein Pferdchen oder sonst was mit.“

Wenn die Mutter dann wiederkehrte, hatte sie nichts; aber sie half sich und sagte, der Vater bringt es mit. Der kommt, leider hat auch er nichts.

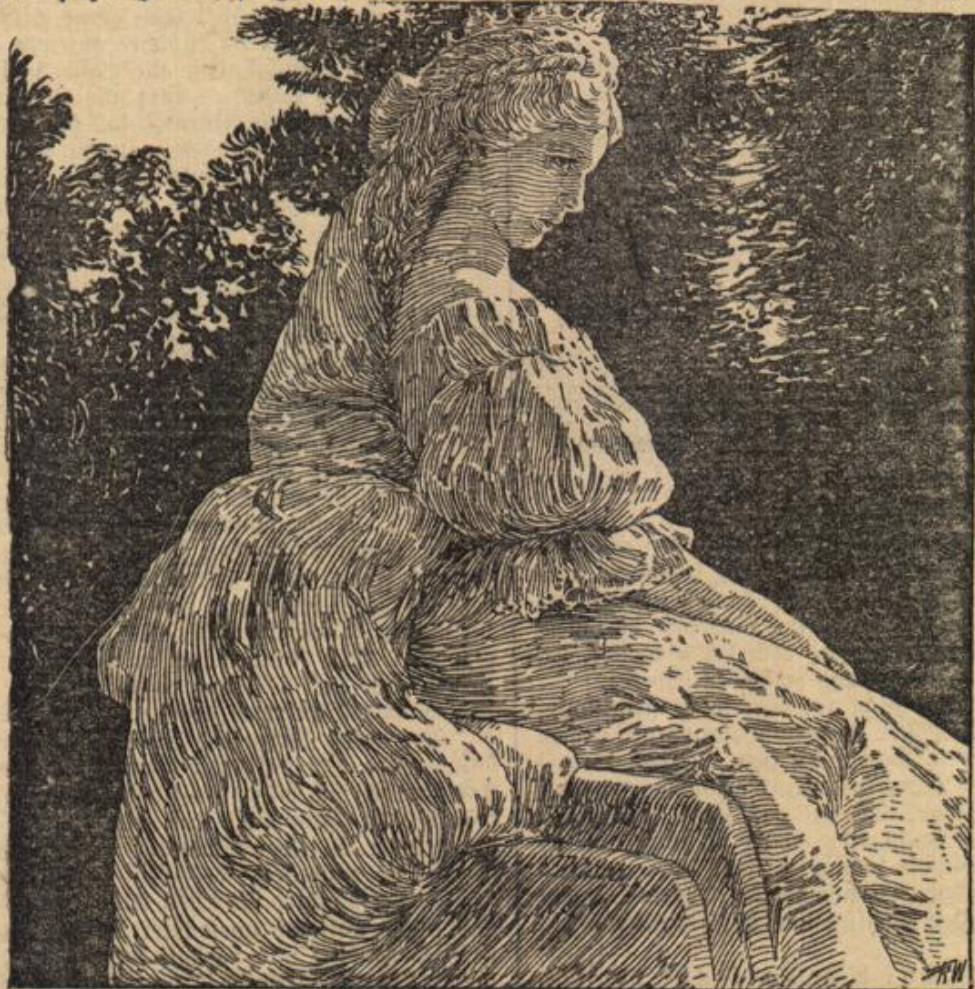
Da hebt der Junge natürlich entsetzlich zu heulen an, der Vater weiß nichts eiligeres zu machen, als den Jungen auf den Schoß zu nehmen und ihm wieder etwas vorzulügen: „Sei still, Junge, ich zeig dir Tauben. Siehst du, da fliegen welche!“

Der Junge guckt hin, sieht aber natürlich keine Tauben — so wird dem Jungen immer eins nach dem andern vorgelogen — und da wundern sich Vater und Mutter nachher, wo das Kind das Lügen her hat?

Auf diese Weise wird dem Kinde das Lügen ja systematisch angelernt und anerzogen. Man halte es den Kindern gegenüber allemal mit der Wahrheit, so werden auch sie es nicht anders kennen, als es mit der Wahrheit zu halten.

Die Wahrheit ist wie die Sonne so hold, durchdringend und wohlthuend! Was Wort wahr ist, dem stehts am Gesicht geschrieben, dem liegt im Klang der Stimme, alle Türen und alle Herzen werden ihm offen stehen. Gewöhnt deshalb die Kinder, die Wahrheit in allen Fällen zu sagen. Belügt sie selbst nie und niemals werden sie Euch belügen; niemals werden sie dann wissen, was Lüge ist. Wenn Ihr es aber selbst mit der Wahrheit nicht genau nehmt — glaubt, die Kinder merken es schneller, als man denkt. Sie machen es Euch bald nach und schneller als Ihr denkt, habt Ihr unheilbare Lügner groß gezogen!

Mordanschläge auf Fürstinnen. (Elisabeth-Denkmal für Szegedin.)



Das Attentat in Portugal, dem die Königin Maria II. glücklicher Weise entging, obschon sie in demselben königlichen Wagen fuhr, der plötzlich scharf beschossen wurde, erinnert auch an das Attentat, welchem die schöne, im Volke

ungemein verehrte Kaiserin von Oesterreich zum Opfer fiel. Sie saß ebenfalls im Wagen, als der tödtliche Dolchstich ihr Herz traf. Unser heutiges Bild zeigt ein wunderschönes Denkmal der ermordeten Kaiserin.

Die Witwe des ermordeten Königs von Portugal.

Man schreibt uns:

□ „Ist die Königin gerettet?“ Das waren die letzten Worte, die der verschiedene König Karlos noch zu flüstern vermochte. Diese wenigen Worte enthalten ein politisches Testament, sie legen die nächste Zukunft Portugals in die Hände der Königin-Witwe Amalien. Und diese hat sich schon in den wenigen Tagen nach der ihr Haus und das Volk betroffenen Katastrophe als des portugiesischen Landes guter Geist bewährt. Ihrem Mute und ihrer Einsicht allein ist es zu danken, wenn Portugal vor einer inneren Umwälzung bewahrt bleibt. Im Augenblicke läßt sich allerdings noch nicht sagen, wie sich die Geschichte in dem kleinen Ländchen an dem äußersten südwestlichen Zipfel Europas gestalten werden; aber der erste Anprall der Gefahr wurde durch die Königin Amalie abgewendet.

Durch ihren heroischen Mut im Augenblicke der Katastrophe, durch die feste und königliche Haltung, mit der sie wenige Stunden später die Minister und die in Lissabon beglaubigten Vertreter der auswärtigen Mächte empfing, hat die Königin weiter die Liebe des portugiesischen Volkes zu ihrer Person vertieft und das Vertrauen auf ihre Kraft befestigt. Aber nicht genug damit, bewies die Königin durch schnelle und entschiedene Taten, daß das Volk in ihr eine wirkliche Landesmutter zu erblicken habe. Schon hatte der junge König seine Proklamation erlassen, in der er die Minister seines Vaters in ihren Ämtern bestätigte, schon ward das Donnerrollen der Erbitterung über die Verfassung des Ministerpräsidenten und verhassten Diktators Ivao Franco im ganzen Lande vernehmbar, da wußte die Königin Amalie ihren Sohn, den König, zu bewegen, seinen Erlaß einer Revision zu unterziehen und den Gewaltmenschen Franco nebst seinen Anhängern aus der Regierung zu entfernen. Das war eine rettende Tat, deren ganze Größe man erst ermüßt, wenn man bedenkt, daß es sich im Momente der äußersten Verwirrung um den Sturz des Mannes handelte, der unter der Regierung des Königs Karlos zu einer allmächtigen Stellung im Lande emporgewachsen war, die er selbstverständlich mit allen nur erdenklichen Mitteln befestigt hatte.

Die Königin ging noch einen Schritt weiter. Sie begnügte sich nicht mit dem Sturze des verhassten Diktators, sondern bewirkte es, daß Männer in die Regierung berufen wurden, die zum Teil ausgesprochene politische Gegner des Gestürzten waren. Der neue Justizminister Alpoim wurde sogar von Franco für verdächtig gehalten, mit den Feinden der portugiesischen Staatsordnung in Verbindung zu stehen, und er wurde deshalb streng bewacht.

Kinderbälle im Kurhause.

(Nachdruck verboten.)

Im neuen Kurhause fügen sich nun auch die Kinderbälle in den großen Jahreskreis der Feste. Aerzte und Pädagogen haben sich wiederholt mit der Frage befaßt: „Dürfen Kinder tanzen?“ und im Anschluß daran mit der weiteren Folgerung: „Sollen Eltern Kinderbälle veranstalten?“ Die Antwort ist durchaus nicht so leicht zu geben. Gewiß bietet sich dem Auge kaum ein lieblicherer Anblick, als wenn es die junge Menschenblüte wahrnimmt, wie sie sich nach den Rhythmen einer Melodie wiegt und wendet. Die winzigen Füßchen scheinen kaum den Estrich zu berühren, die schlanken, zierlichen Glieder schmiegen sich auf das Innigste an die Weise. Man glaubt eine Elfenchar zu erblicken — jene lichte Gestalten, von denen die Dichter singen und die uns Shakespeare in seinem „Sommernachts Traum“ in so anmutiger Verkörperung auf die Bühne zaubert. Mögen doch die schwarzsehenden Erziehungstheoretiker hadern, so viel sie wollen — das Bild ist viel zu wunderbar, als daß man es engherziger Grundsätze wegen aus dem Auge verbannte; und die Gesundheit der jungen Menschenlein wird auch nicht sofort einen Riß dadurch erhalten, daß sie sich in schnellem Wirbel und nur leicht gekleidet nach den Rhyth-

men der Musik durch den Tanzraum fortbewegen. So lange Erdgeborene Kinder erzeugen, haben diese wahrscheinlich schon den kleinen Körper nach dem Takt einer Sangweise herumgedreht. Wenn man diesen aber das Tanzen gestattet — weshalb sollen sie sich dann nicht auch einmal in größerer Anzahl zusammen finden, um in dem Rahmen einer Festlichkeit darzutun, bis zu einem wie hohen Grade der Fertigkeit in der Kunst Terpsichorens sie es bereits gebracht haben. Mit anderen Worten: weshalb sollen die Kurhausverwaltung oder Eltern für ihre Lieblinge unter solchen Umständen nicht auch einen Kinderball veranstalten?

Es gibt sogar hinreichend beglaubigte Beispiele, die dieser Institution geradezu das Wort zu reden scheinen. Die Königin Luise von Preußen hat wiederholt erklärt, daß sie den Anblick tanzender Kinder jeder Augenweide, so köstlich diese auch sein möge, vorziehe. Unter den Festlichkeiten, die sie alljährlich in den Tagen des Glüdes und der Gesundheit in Szene setzte, durfte auch der Ball nicht fehlen, auf denen ihre eigenen Kinder, die jungen Prinzlein und Prinzessinnen, sich mit gleichaltrigen Freunden und Freundinnen im Tanze wiegten. In der ehemals freien deutschen Reichsstadt Basel gehörte der Kinderball, wie er in jedem Jahre des zweiten Faschingstages gefeiert wurde, zu den bestbesetzten Vergnügungen des gesamten Karnevals. Auch heute noch hat er sich, wenn auch vielleicht abgetönt durch den Wellenschlag der Jahrhunderte, erhalten. Hunderte von Kindern in sämtlichen Altersstufen sind dann, schön gepudert oder sogar in den bunten Nummenschanz eines Maskenkostüms gekleidet, beisammen. In der Tat kann es wohl kaum einen possierlicheren Anblick geben, als wenn all die so winzigen, anscheinend eben erst aus den Windeln gewickelten Marquisen in weißen Perücken und langen Schleppkleidern durch den Saal rauschen, diese puppenhaften Türkinnen und Spanierinnen, geführt von gleichgroßen oder vielmehr gleichkleinen Husarenoffizieren oder Schwanenrittern, zum Tanze antreten. Es ist ohne Zweifel eines der charakteristischsten Bilder, die der gesamte Fasching hier gebiert — eine Puppenkomödie, so voll Humor und Kurzweil, voll Anmut und Schelmerei, daß jeder, der ihrer ansichtig wird, wie unter einen Zauber gerät. Meistens werden die kleinen Leute von ihren schon älteren Brüdern und Schwestern, die gleichfalls ballmäßig gekleidet sind, begleitet. Wenn nun die Miniaturtänzer und -tänzerinnen müde und schlüfrig geworden sind, werden sie von jenen abgelöst, und das gesamte Bild nimmt sich dann plötzlich, so aus, als ob es eine zeitliche Metamorphose von etwa einem Jahrzehnt erfahren habe.

Andererseits wird man jedoch auch die Bedenken, die gegen solche Art von Vergnüglichkeit erhoben werden, nicht so ohne weiteres bei Seite schieben können. Jean Paul nennt einmal Kinderbälle geradezu „Vorreigen zum Totentanz“. Es ist klar, daß er bei diesem Urteil die gesundheitlichen Nachteile im Auge hat, die der jungen Menschenblüte durch die Beteiligung am Tanz erwachsen könnten. Allein ist das nicht ebenso gut bei einer anderen Gelegenheit möglich? Wie oft hat schon eine Erhaltung beim Spielen, ein einziger widriger Luftzug den Todeskeim in den zarten Organismus gelegt! Weshalb die fröhliche Kreisbewegung des Tanzes zum Sündenbode machen für alle Unzuträglichkeiten, die dem Kinde etwa zustossen könnten! Es wird doch immer Sache der Eltern und Erzieher sein, darüber zu wachen, daß es, wie überhaupt im Leben, so auch beim Tanz davor gesichert werde. Ferneren Bedenken, die wider eine zu frühzeitige Beteiligung an solchen Lustbarkeiten laut werden, dürfte man allerdings schon eher Gehör schenken müssen. Es läßt sich eben kaum leugnen, daß dadurch der Gang zu Land und Oberflächlichkeit in den jungen Gemütern geweckt oder doch genährt wird. Nichts ist jedoch wichtiger für das seelische Gedeihen des Kindes, als daß dies so viel wie irgend möglich fern gehalten werde von Eindrücken, die in der betreffenden Hinsicht nachteilig wirken könnten. Die großen Erzieher der Jugend, so wie des Menschengeschlechts überhaupt haben mit aller Entschiedenheit diesen Grundsatz aufgestellt und unentwegt dafür gekämpft. Heinrich Jung-Stilling will, daß jedwede Zerstreuung, die man den kleinen Leuten gewährt, von denkbar größter Einfachheit sei. Die Phantasie des Kindes

sei schon an sich so glücklich gestaltet und empfänglich für selbst die leisesten Reize, daß jeder stärkere nur Schaden anrichten könne. Ebenso plaidiert Rousseau für die möglichst umfassende Beschränkung aller Vergnügungen für die sich eben erst der Knospe entringende Menschenblüte, weil dadurch bei ihr der Anfang zu Eitelkeit und zu dem Gange, sich sehen zu lassen, gemacht werde." Andererseits haben dann freilich wieder nicht selten die Größten unter unsern Schriftstellern den Zauber geschildert, den das Auge beim Anblick tanzender Kinder erfährt.

Unsern kleinen Leuten den Tanz verwehren, hieße einen Trieb unterbinden, den ihnen die Natur selber eingepflanzt hat. Denn was ist Tanzen anderes als Spielen nach den Weisen einer Melodie und unter Innehaltung des Takts, der durch den Rhythmus der Musik vorgeschrieben ist. Wie aber das Kind stets zum Spielen aufgelegt ist, so auch zum Tanzen — ja vielleicht dies in noch weit höherem Grade, weil hier die Musik als stark belebender Faktor hinzukommt! Ich habe oft beobachtet, wie kleine Mädchen, die auf dem Hofe bei ihren Puppen saßen, oder sich durch Gaschen zerstreuten, sofort mit all solchen Belustigungen aufhörten, sobald sich ein Leierkastenmann blicken läßt. Kaum daß die Musik ertönt, schlangen sie einander die Hände um die Hüften und drehten sich im Tanze. Ebenso möchte ich beinahe eine Wette eingehen, daß in einem Hause, wo viel musiziert wird, die kleinen Leute meistens auch das Tanzen verstehen. Selbstverständlich braucht dieser Trieb nicht gerade forciert und in Anschluß daran künstlich zur Blüte gebracht werden.

Wie es schon dem Zuschauer im Theater ein peinliches Gefühl erregt, wenn er sieht, daß die Darstellerinnen im Ballett all die so künstlichen Schrittweisen und Drehungen nur mit größter Mühe und Kraftanstrengung zustande bringen: um wie viel mehr muß sich das Unbehagen noch steigern, sobald sich die zarten Gliedmaßen eines Kindes unter ähnlichen Anstrengungen abmühen. Das ist nicht mehr das rhythmisch gegliederte Spiel fröhlicher und naiver Menschenblüten — das ist vorzeitiges Gaschen nach Virtuosität eines zwar jugendlichen Körpers, dem aber ein jeder Kindlichkeit bares Gemüt inne wohnt! Nein, je einfacher die Schrittweise, die das kleine Füßchen ausführt, um so entschiedener ist bestimmt die Wirkung, die von einem solchen Tanze ausgeht. Ebenso ist der Saalraum mit seinem spiegelglatten Parkettestrich im allgemeinen nicht der Ort, wo Kinder sich im Tanze drehen sollen. Auf dem weichen Sammetrasen, zwischen den Säulen des grünen Walds — da mögen unsere Kleinen nach Herzenslust allerhand Taktarten und Schrittmaße mit ihren zarten Füßchen betwählig. Und wie ich schon vorhin sagte: nicht etwa komplizierte Pas sollen dies sein, sondern die alten, lieben Reigentänze unserer Kinderzeit mit ihrer tafrischen Ursprünglichkeit und dem so naiven, herzerquickenden Frohsinn. Das sind Tänze, die weder der Gesundheit, noch dem Gemüt der jungen Menschenlein den mindesten Schaden zufügen: gegen solche Kinderbälle wird weder ein Arzt, noch ein Pädagoge etwas einzuwenden haben. G.

Was Großmütterchen lehrt.

Wie läßt sich Leder geschmeidig machen? Die Geschmeidigkeit des Leders durch Glycerin ist eine leichte und billige Mühe, nur schmilzt das Del sehr leicht wieder aus. Dies wird unmöglich gemacht, wenn dem Süßöl etwas aufgelöstes Dextrin zugesetzt wird oder 2—3 Löffel Eiweiß verrührt werden. Der Dextrinzusatz ist der billigere. Glycerin mit Dextrinlösung oder Eiweiß verrührt, bildet ein vorzügliches Lederfett, das das Leder dauernd geschmeidig erhält.

Warmhalten des Rückens. Die Nieren sind sehr wichtige Organe des Körpers und von der Natur bestimmt, möglichst warm gehalten zu werden. In gesundem Zustande sind sie deshalb in eine Lage Fett eingehüllt. Bei Erkältung derselben tritt in ihren kleinen Gefäßen eine Stockung des Blutumlaufes ein, so daß das Blut sein Eiweiß verliert. Das Eiweiß ist eines der wichtigsten Lebens Elemente, welches die Aufrechterhaltung der Körperkräfte bedingt. Wenn aber das Eiweiß durch die Kälte

ausgeschieden wird, so ist es für den Körper verloren und der Mensch magert zu einem Skelett ab. Dabei ist es besonders bei älteren Leuten von Wichtigkeit, den Rücken stets warm zu halten. Zwischen den Schulterblättern sitzen die Lungen. Jeder weiß, wie leicht ein kalter Wind auf den Rücken eine Erkältung herbeiführt. Das Sitzen mit dem Rücken gegen ein Fenster oder eine Tür ruft infolge des Zuges, der durch die Ritzen und Spalten stattfindet, nicht selten einen Katarrh hervor. Deshalb sollten die Stellen zwischen den Schulterblättern bei kalter Witterung ganz besonders geschützt werden, und Personen über 50 Jahre und solche, die an Beschwerden der Atmungsorgane leiden, sollten hier ein Stück Flanell tragen, um die Körperwärme zusammen und die Einwirkung der Kälte von außen abzuhalten. Die meisten an der Lunge leidenden Personen glauben schon genug getan zu haben, wenn sie die Brust gehörig verwahren, während doch der Schutz des Rückens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger ist.

Sich auf leichte Weise zu erwärmen, dafür gibt es ein einfaches, wenn auch wenig bekanntes Mittel, das wir für die Winterszeit unseren Leserinnen hiermit zur Beachtung empfehlen. Es besteht darin, daß man mit geschlossenem Munde einen langen, tiefen Atemzug tut und dies wiederholt, bis die Wärme zurückkehrt, was durchaus nicht lange dauert. Dies tiefe Atmen befördert den Kreislauf des Blutes und führt ihm frischen Sauerstoff zu. Das Blut strömt frei bis in alle Ausläufe der Adern und erzeugt auf diese Art eine größere Wärme. Auch allerlei beginnende Uebel und Erkältungen werden durch regelmäßig wiederholtes tiefes Atmen verhindert.

Die Hände schnell vom Fischegeruch zu befreien. Man reibt die Hände mit feinem Sand, spült in kaltem Wasser ab und reibt sie mit Senfmehl nach.

Für silberne Löffel, die täglich im Gebrauche sind ist kochendes Kartoffelwasser, in dem man sie fünf bis zehn Minuten liegen läßt, ein einfaches Mittel, ihnen einen schönen Glanz zu verleihen. Will man dieselben einmal wie neu aussehend machen, so setzt man sie in eine Lösung von gleichen Teilen Kochsalz, Alaun und Weinstein auf Feuer, läßt sie aufkochen und reibt sie dann mit einem Tuche trocken.

Weissen und sehr hellfarbigen Cachemir reinigt man, indem man denselben mit einem Brei aus weissem, reinem Bolus und Wasser gemacht, bestreicht. Nach dem Trocknen wird er ausgeklopft und gebürstet. Auch andere hellfarbige Stoffe können in derselben Weise gereinigt werden.

Briefkasten.

N. 624. Eine „deutsche“ Nationalhymne gibt es nicht! Das „Heil Dir im Siegerkranz“ ist die „preussische“ Nationalhymne. Wenn man so häufig in Schilderungen von festlichen Gelegenheiten liest, die Musik spielte die „deutsche Nationalhymne“, so ist das nicht richtig, sondern es ist dann immer die „preussische“ gemeint. In Wirklichkeit haben wir jedoch in dem „Deutschland, Deutschland über alles“ ein Vaterlandslied.

N. betr. „Tänzerin“. Die Tänzerin Parborini trat unter der Regierung Friedrichs des Großen in Berlin auf. Die Parborini wurde für 7000 Taler nach Berlin verpflichtet, und der König erhöhte diese Gage später auf 12 000 Taler jährlich.

F. L. Eine „Augensprache“ in dem von Ihnen angeführten Sinne gibt es nicht.

Fräulein K. Um auf Waren den Preis in einer für andere verständlichen Weise zu verzeichnen, bedienen sich die Kaufleute einer Geheimschrift. Die Grundlage derselben ist gewöhnlich ein aus 10 Buchstaben bestehendes Wort; jeder Buchstabe entspricht einer der Ziffern 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 und kommt in dem Wort nur einmal vor.

16. Hausfrau. Man legt das goldene Armband einige Minuten in Salmiakgeist, wodurch sich der Schmutz sofort löst, wäscht es dann mit lauwarmem Wasser rein und trocknet es an heiß gemachten Sägespänen unter fleißigem Schütteln ab, worauf man den Schmuck mit einem feinen Bürstchen vollkommen rein macht.